Ein Gespräch über den 18. Januar

Von Fritz Schwahn

I.

Herr Diener trifft Herrn Freimann auf der Straße. Er hält ihn an. Mit den Zeichen höchster Erregung beginnt nun Herr Diener: „Das ist ein Skandal, ein Skandal, sage ich! Da sollte doch gleich ein heiliges Donnerwetter dazwischenschlagen!"

Herr Freimann: „Na nun, wo brennt's denn wieder?"

D.: „Haben Sie nicht gelesen? Der Reichstag hat einen Antrag der nationalen Parteien abgelehnt, den 18. Januar zum Nationalfeiertag zu erklären. Wo sollen wir denn hinkommen, wenn das so weitergeht?"

F.: „Ganz meine Meinung. Die Rechtsparteien sollten doch Klügeres zu tun haben, als mit solchen Anträgen die Arbeitslast des Reichstags zu vermehren."

D.: „Ja, aber, wieso denn? Ich meine doch, der Reichstag müßte froh sein, daß es noch Männer mit nationalem Ehrgefühl gibt. Wir brauchen doch einen Volksfeiertag, dem alle zustimmen können. Was bedeutet denn der 11. August? Der 18. Januar dagegen ist eine Erinnerung an die große Vergangenheit unsrer Geschichte."

F.: „Wirklich? Sind Sie der Ueberzeugung, daß die Königskrönung Friedrichs I. von so überragender Bedeutung ist?"

D. (verständnislos): „Königskrönung?"

F.: „Nun, am 18. Januar 1701 wurde doch Friedrich, Kurfürst von Brandenburg, preußischer König."

D.: „Daran habe ich im Augenblick nicht gedacht. Aber weil Sie einmal daran erinnern, können Sie meine Ansicht hören. Auch diese Tatsache ist ein Grund mehr, dem Antrag der nationalen Parteien die Zustimmung nicht zu versagen. Mit diesem Tage wurde doch Preußens Bedeutung auch nach außen hin in aller Klarheit zum Ausdruck gebracht."

F.: „Wissen Sie auch, unter welchen Bedingungen diese Erhöhung vor sich ging?"

D.: „Na, ich denke, der Kaiser .., wie hieß er denn bloß ..?"

F.: „Leopold".

D.: „Richtig. Also Leopold hat ihm eben die Königswürde verliehen."

F.: „Stimmt bloß ungefähr. Wissen Sie denn, was sich Friedrich die Geschichte hat kosten lassen? Davon haben Sie wohl noch nie etwas gehört? (Diener schüttelt verneinend den Kopf.) Das konnte ich mir freilich schon denken. Ich sage Ihnen, das war ein schöner Kuhhandel, nach dem Grundsatz: Gibst du mir, geb ich dir."

D.: „Sie machen mich tatsächlich gespannt. Ich denke, gekuhhandelt wird erst bei uns seit der Revolution?"

F.: „Ach, Sie Waisenknabe! In der Schule haben wir zwar davon nicht viel erfahren, aber es war so, wie ich Ihnen jetzt sage. Kuhhandel war oft das einzige Geschäft, das die hohen Kabinette gut verstanden. Auch Friedrich I. verstand es. Für seine Würde war ihm nichts zu teuer. Dabei wurde er nicht einmal König von, sondern nur in Preußen."

D.: „Worin bestanden aber die Gegenleistungen. Hat er Geld gegeben?"

F.: „Nein; denn das brauchte er selber. Er hatte nämlich den Ehrgeiz, ein kleiner preußischer Ludwig XIV. zu sein. Seine Prunksucht und Prachtliebe war fast krankhaft. Er verschaffte sich die dazu nötigen Mittel und die Einwilligung des Kaisers zur Krönung auf die damals nicht seltene Methode, seine „Landeskinder" für andre Potentaten Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen."

D.: „Hören Sie einmal. So unbesehen glaube ich Ihnen nicht. Ueber den Soldatenhandel habe ich schon so verschiedene Ansichten gehört."

F.: „Nun, ich kann Ihnen einen Zeugen nennen, den Sie sicher als maßgebend anerkennen werden. Friedrich II. hat über seinen Vorfahren folgende liebenswürdige Bemerkung gemacht: „Er (Friedrich I.) verhandelte das Blut seiner Untertanen den Engländern und Holländern, wie die umherschweifenden Tataren ihre Herden den podolischen Schlächtern zur Schlachtbank verkaufen."

D.: „Unglaublich!"

F.: „Dabei ist das nicht etwa übertrieben. Ueberall dort, wo der Kaiser eine kriegerische Verwicklung, und deren gab es wahrlich nicht wenige, sich zugezogen hatte, kämpften treu und bieder brandenburgische Soldaten. Gegen die Türken in gleicher Weise wie gegen die Franzosen und in Italien."

D.: „Warum ist denn aber so etwas nicht bekannt? Ich glaube, das würde manchen zu andern Anschauungen über unsre Geschichte bringen."

F.: „Darin bin ich ganz Ihrer Meinung. Aber Sie können sich auch denken, daß unsre frühern Gewalten an der Aufdeckung dieser Tatbestände kein Interesse haben konnten. Man zeigte sich wohl, wie ein geistreicher Kopf einmal bemerkte, seinem Kammerdiener nackt, aber dem Volke gegenüber bewahrte man Würde und vertuschte Unangenehmes, wo es nur ging."

D.: „Ich sehe ein, daß uns die Krönung heutzutage nichts mehr bedeuten kann. Aber daran habe ich ja vorhin zunächst gar nicht gedacht. Ich hatte die Kaiserproklamation im Auge. Da sind Sie doch sicher auch der Meinung, daß dieses Ereignis Anlaß genug für den Nationalfeiertag ist?"

F.: „Ich muß Ihnen gestehen, daß ich auch in dieser Frage andrer Auffassung bin. Wenn ich Ihnen das aber genauer begründen soll, brauche ich ziemlich viel Zeit. Jetzt muß ich aber zu unsrer Reichsbannerversammlung. Wissen Sie was? Morgen ist Sonntag, da kommen Sie einmal zu mir. Ich habe dann auch gleich ein paar Bücher zur Hand, um Ihnen ein genaues Bild geben zu können. 'ne Zigarre ist schließlich auch noch da. Wollen Sie?"

D.: „Gut, ich komme. Den Frühschoppen des Kriegervereins werde ich schon einmal schwänzen können. Auf Wiedersehen also!"

F.: „Auf Wiedersehen!"

II.

Herr Freimann begrüßt Herrn Diener, der ihn besucht: „'s ist schön, daß Sie kommen. Suchen Sie sich einen Platz, dort stehen Zigarren und Zigaretten, Feuer ist auch da, wir können es uns also ganz gemütlich machen."

Herr Diener: „Wissen Sie, Herr Freimann, Sie haben mich neulich wirklich neugierig gemacht. Ich bin gespannt, was Sie mir wohl heute erzählen werden."

F.: „Wir wollen uns nicht lange bei der Vorrede aufhalten. Deshalb gleich eine Frage: Warum wollen Sie nun ausgerechnet den 18. Januar als Nationalfeiertag festgelegt wissen. Die Königskrönung im Jahre 1701 war nicht der Grund. Was denn aber sonst?"

D.: „Aber, Herr Freimann, stellen Sie sich doch nicht so an! Daß Sie in unsrer Geschichte Bescheid wissen, habe ich bei unserm letzten Gespräch gemerkt. Sie sollen aber Ihren Willen haben. Ich habe natürlich die Kaiserproklamation in Versailles im Jahre 1871 im Auge gehabt. Diese Tatsache .."

F.: „... meinen Sie, wäre der rechte Anlaß zum Nationalfeiertag?"

D.: „Ganz recht. Weil ich aber gemerkt habe, daß Sie in diesen Dingen beschlagen sind, habe ich zu Hause über die Ereignisse mich nochmals unterrichtet."

F.: „Freut mich, Herr Diener! Jetzt machen Sie mich aber gespannt. Wer ist denn ihr Führer gewesen?"

D.: „Mein Großer hat sich da vor einiger Zeit ein Geschichtsbuch schenken lassen. „Deutsche Geschichte" von Dietrich Schäfer. Da habe ich mal nachgelesen. Der Mann schreibt — und ich stimme ihm vollständig zu — etwa folgendes: Das deutsche Kaiserreich war inzwischen wieder erstanden. Es war nie von König Wilhelm erstrebt worden, aber es wuchs ihm unvermeidlich zu. Das deutsche Volk erwartete, verlangte einen solchen Abschluß des Krieges ..."

F.: „Hören Sie mal, Herr Diener, das mit dem deutschen Volke scheint doch wohl nicht ganz zu stimmen. Sehen Sie, der Bayrische Landtag hatte am 21. Januar 1871 seine Zustimmung zur Annahme der Kaiserkrone zu geben. Wenn nicht ein paar oppositionelle Abgeordnete der Sitzung ferngeblieben wären, hätte man nicht einmal die notwendige Zweidrittelmehrheit erhalten. So aber wurde mit 102 gegen 48 Stimmen der Vorlage zugestimmt. Auch mit „dem Zuwachsen" der Kaiserwürde ist es so ein eigen Ding."

D.: „Sie wollen doch nicht behaupten, König Wilhelm habe sich durch Druckmittel die Krone zu verschaffen gewußt?"

F.: „Im Gegenteil. Wilhelm mußte dazu gedrängt werden, sie anzunehmen. Davon, daß das Volk ihn zum Kaiser haben wollte, merkte er nichts. Er machte sich durchaus nichts aus der Kaiserwürde. Er hat seiner Umgebung mehrmals zum Ausdruck gebracht, daß ihm die Annahme des Kaisertitels „entsetzlich" sei. Sie müssen einmal in Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen" nachlesen, wie sauer der es sich werden ließ, seinen Herrn dahin zu bringen, wo er ihn hin haben wollte. Das letzte Mittel, das er anwandte und das auch Erfolg hatte, war recht eigentümlich."

D.: „Da müssen Sie schon deutlicher werden. Bei Dietrich Schäfer habe ich darüber nichts gelesen."

F.: „Kann ich mir wohl denken! Wilhelm war ein Starrkopf. Wenn er schon Kaiser werden sollte, dann wollte er die neue Würde aber nicht vom Volk angeboten erhalten. Dann wäre die Krone ja aus „dem Schmutz der Straße" gekommen. Seine engern Kollegen, die deutschen Fürsten, sollten sie ihm anbieten. Bismarck verhandelte deshalb mit dem Bayernkönig, der aber nicht gleich anbeißen wollte. Er mußte ihm erst mancherlei versprechen, bis er ihn so weit hatte. Dann entwarf Bismarck einen Brief und schickte den Entwurf mit einem Grafen Holnstein an den bayrischen König. Als der Bote dort ankam, lag der König gerade mit Zahnschmerzen im Bett und wollte niemand vorlassen. Na, aber schließlich tat er es doch und schrieb den Entwurf Bismarcks fast wörtlich ab. Der Graf kehrte postwendend ins Hauptquartier zurück und Wilhelm erhielt den Bismarckschen Brief des Bayernkönigs und war nun endlich einverstanden."

D.: „Das sind ja erbauliche Sachen, die Sie erzählen! Wie verhielt es sich denn mit den Gegenleistungen, die Sie vorhin andeuteten?"

F.: „Die wichtigste für den Bayernkönig war Geld. Aus dem Welfenschatze ..."

D.: „Welfenschatze? Davon habe ich noch nie etwas gehört."

F.: „Das war das Vermögen, das auf Betreiben Bismarcks, dieser Stütze des preußischen Königshauses, dem König von Hannover abgenommen worden war, als er 1866 auf der Seite Oesterreichs gegen Preußen kämpfte. Aus diesen Mitteln also erhielt der bayrische König jahrelang das runde Sümmchen von 300000 Mark. Damit die Sache nicht so auffiel, holte der Graf Holnstein das Geld persönlich in Berlin ab. Dafür erhielt er dann jedesmal 10 Prozent als Botenlohn."

D.: „Ich gestehe, Herr Freimann, das Bild, das ich mir von den Vorgängen machte, ist durch Ihre Darstellung schon beträchtlich verändert. Sie können mir sicher auch noch etwas erzählen zu dem letzten Satze von Dietrich Schäfer, den ich mir merkte. Er schreibt ungefähr: Nicht ohne Schwanken und Bedenklichkeiten haben die süddeutschen Staaten die Form der Verbindung mit dem Norden gefunden, die ihnen erträglich schien."

F.: „Sie erinnern sich dessen, was ich vorhin über das Abstimmungsverhältnis im Bayrischen Landtag sagte. Interessant in dieser Hinsicht ist auch die Aeußerung eines Mannes, der kurz vor Ausbruch des Krieges sein Amt als bayrischer Ministerpräsident niederlegte. Der Fürst Hohenlohe erklärte: „Wenn wir siegen, so wird, fürchte ich, die deutsche Strömung in Bayern so überhandnehmen, daß die Regierung zum Eintritt in den Norddeutschen Bund gezwungen werden wird."

D.: „Das beweist aber doch wenigstens, daß das Volk für diese Lösung eingenommen war."

F.: „Ich werde dies auch nie bestreiten, freilich immer nur mit der Einschränkung zustimmen, daß eine einheitliche Volksmeinung nicht vorhanden war. Die Aussicht, unter preußische Führung zu kommen, gab vor allem in Süddeutschland Grund zu manchen Bedenken. Aber die Volksmeinung spielte gar keine ausschlaggebende Rolle."

D.: „Erkannten denn wenigstens die Fürsten die Notwendigkeit des Zusammenschlusses? Die Stellung des Bayernkönigs habe ich durch Sie ja schon kennengelernt. Was sagten aber die andern dazu?"

F.: „Einige, wie der preußische Kronprinz und der Großherzog von Baden, waren durchaus einverstanden. Der Württemberger machte mit, weil er hoffte, Angriffe auf die Regierung, die die „ungebärdigen" Demokraten und Klerikalen des öftern unternahmen, sich mit Hilfe des Reiches vom Leibe halten zu können. Der Großherzog von Hessen-Darmstadt erklärte, als er die Unterschrift unter die Verträge gab: „Man muß gute Miene zum bösen Spiel machen. Mein Trost ist, daß mir mein kleiner Finger sagt, das wird nicht lange dauern."

D.: „Sie haben mir die Ereignisse in einem andern Lichte gezeigt, als ich sie bis jetzt sah. Aber trotzdem halte ich den 18. Januar immer noch als Nationalfeiertag für geeigneter als den 11. August. Mir genügt die Tatsache, daß an diesem Tage die Einigkeit unter den deutschen Staaten gleichsam vollendet wurde."

F.: „Ich werde mich hüten, zu bestreiten, daß das Deutsche Reich von 1871 ein gewaltiger Fortschritt gegenüber dem ganz losen Zusammenhalt des Deutschen Bundes war. Aber sehen Sie, Herr Diener, wir Republikaner sind in dieser Frage reichlich anspruchsvoll. Einmal behagt es uns wenig, daß die Reichsgründung gewissermaßen das Ergebnis der Gründung einer Fürsten-AG. ist, daß die Verfassung ein Gnadengeschenk der Fürsten darstellt und damit zum Ausdruck der Unmündigkeit des deutschen Volkes wurde. Aber dann etwas, das schwerer wiegt: Wir stehen zu dem, was unsre Vorkämpfer von 1848 als ihren höchsten Wunsch, als erstrebenswertestes Ziel sahen, — ein Großdeutschland, das alle Deutschen unter einer Reichsleitung zusammenfaßte. Das Deutsche Reich von 1871 aber entstand im schärfsten Gegensatz zu Oesterreich, der Traum unsrer Väter war ausgeträumt. Da der Ausgang des Weltkriegs uns besonders schmerzlich die Trennung von den Deutschen Oesterreichs empfinden läßt, können wir für den 18. Januar keine Begeisterung aufbringen. Ueberdenken Sie sich alles noch einmal, wovon wir heute sprachen — vielleicht kommen Sie auch dazu, mir zuzustimmen."

D.: „Das Ueberdenken werde ich nicht unterlassen. Zunächst aber einmal besten Dank für die interessante und aufklärende Stunde, die Sie mir verschafft haben. Könnten Sie uns nicht einmal im Kriegerverein über diese Frage einen Vortrag halten? Ich bin sicher, daß ein großer Teil der Kameraden Ihnen dafür dankbar sein würde."

F.: „Daraus wird wohl nichts werden. Ich nehme an, Ihr Vorsitzender, Major Altezeit, legt auf Vorträge dieser Art wenig Wert. Aber kommen Sie zu uns, dann werden Sie viel Wissenswertes erfahren."

Herr Diener verabschiedet sich, nachdem er sich nochmals bedankt hat. Herr Freimann sieht ihm lächelnd nach. —

Die Freiheit ist mein Leben ..

Es lebe, was auf Erden
nach Freiheit strebt und wirbt,
von Freiheit singt und saget,
für Freiheit lebt und stirbt!

Die Welt mit ihren Freuden
ist ohne Freiheit nichts;
die Freiheit ist die Quelle
der Tugend und des Lichts.

Fluch sing ich allen Zwingherrn,
Fluch aller Dienstbarkeit!
Die Freiheit ist mein Leben
und bleibt es allezeit.

Hoffmann von Fallersleben.

Die Furt / Eine Erzählung von Henry von der Weing

(Schluß.)

Korfes ließ in größter Eile wieder aufprotzen und abmarschieren, die Geschütze voran, die Infanterie sektionsweise im Laufschritt nach. Dieser Laufschritt konnte einem verirrten Huhn Mitleid einflößen. Hans Thümler aber ritt neben dem Pfefferfresser. Die Husaren unter Scapinelli brachen über abfallende Aecker nach Norden auf, um die Bewegung des Haupttrupps zu decken, mutige schwarze Husaren mit metallenen Totenköpfen vorm Tschako — die Gäule aber, obzwar von Sporenrädern gekitzelt, vermochten nicht mehr zu traben. Weit gen Norden ging ihr Ritt, hinter Wällen versteckte Rotröcke stoben vor ihnen davon, Schüsse knallten, und an den Rändern kleiner Büsche stiegen Wölkchen.

In der Tat, kaum bemerkte der Feind, der immer noch der Meinung war, er sei mit dem ganzen Korps des Herzogs zusammengestoßen, diese Bewegung Korfes', deren Stärke er in dem kupierten Terrain nicht ermitteln konnte, so begann er seinen linken Flügel zurückzunehmen. Auch die auf einem Nebenweg in gleicher Richtung sich bewegende Gruppe Infanterie und Artillerie ward bemerkt und die Drehung des Flügels beschleunigt.

Korfes hatte seinen Glückstag. Er riß einen Knopf von der Uniform, steckte ihn in den Mund. Manchmal sprengte er vor und sah sich um, bis ihn die Artilleriepferde und vor ihnen treulich trabend Hans Thümler, die Ordonnanz, wieder erreichten. Da nun den Jägern der letzte Atem auszugehen drohte, trieb der Major hinter dem Wall einen großen, mit vier wohlgenährten Pferden bespannten Leiterwagen hervor, dessen Lenker furchtsam in den Ohren bohrte. Der Wagen wurde in Beschlag genommen und mit soviel Jägern als nur möglich beladen.

Nach einstündigem Marsche teilte Hans dem Major mit, daß man sich der Furt nähere Bei einer Auffahrt ritten sie den Deich hinan, jenseits wieder hinunter. Es zeigte sich leider, daß die Ochtum nach dem heftigen Gewitterregen starke Wassermengen führte.

Hans Thümler sprang vom Pferde, suchte nicht lange und bezeichnete die Furtstelle. Die Kanonen rauschten zuerst hindurch. Die Munition wurde dabei naß und unbrauchbar. Der Leiterwagen fuhr zweimal, dann waren alle Jäger hinüber. Sie lagerten sich.

Korfes blieb mit Thümler auf dem westlichen Ufer zurück. Die Sonne berührte schon das Land, Scapinelli mit den Husaren kam nicht. Erst in der Dämmerung ritten die zwei hindurch. Der Major, wütend, spie seinen Rockknopf ins Wasser.

Hans denkt sich: er wird nach Bremen geritten sein, zu den Frauen.

Es wurde ein trauriger Nachtmarsch durch Schlamm und Pfützen, doch der Wunsch, aus dem Bereich des Feindes zu kommen, hob die Füße. Dann hieß es „halt!" Korfes schickte eine Patrouille vor. Es dauerte lange. Die Reiter schliefen auf den Pferden.

Hans Thümler blickt rückwärts und sieht weit im Westen den durchleuchteten Rauch von Gratiens Lagerfeuern. Korfes fragt:

„Schläfst du, Hans!" —

„Nein!" —

„Gut." Er verstummt.

Hans denkt plötzlich nichts mehr. Er riecht nur noch, denn der Rücken seines Pferdes, offenbar durch den Sattel ganz verritten, stinkt. Hans krümmt sich nach vorn, riecht und ist fast einer Ohnmacht nahe. Pestilenz! denkt er und streckt sich wieder — ich habe bisher nicht gewußt, was das ist: Pestilenz. Aber es ist ungeheuerlich, Pestilenz zu riechen. Er wird ihm zum Ekel, dieser Gestank, und so richtet er seine Gedanken fort von ihm, irgendwohin, vielleicht auf die Furt. Er hat sie gefunden, es war nicht viel dabei. Auch dort hat ihn schon der Gestank umweht — pfui

Teufel! Aber er hat sie für das Detachement Korfes gefunden, und das war gut. Er hat einen Dienst geleistet, doch der Gaul läßt dennoch seinen Kopf hängen, rupft mutlos an der Erde, schüttelt sich über den eignen Gestank. Immer noch scheint er zuzunehmen, scheint sich einem ins Haar zu legen, durch die Nase in den Mund zu strömen. Hans schmeckt ihn nun — und er stöhnt.

„Schlafe nicht ein", sagt Korfes. —

Das Pferd stinkt zu sehr!" flüstert Hans.

In diesem Augenblick kam die Patrouille zurück und meldete Seehausen vom Feinde frei. Korfes ritt in die Dunkelheit vor, Thümler folgte. Plötzlich hörten sie hinter sich die qualvolle Scheltstimme des Leutnants Platz:

„So springt doch zu! So springt doch zu, ihr Götzenbilder! Meine liebe Kanone!"

Korfes ließ wieder halten und horchte. Man erfuhr nun, daß der Sechspfünder, durch den schlaftrunkenen Spitzenreiter vom Wege abgelenkt, in einen Pfuhl gefallen sei. Ein Artillerist war unter die Kanone gekommen und tot.

Korfes wandte sich schweigend. Sie erreichten das Dorf. Die Jäger lagerten auf der Diele eines Bauernhauses. Der Bauer stieg wieder in den Alkoven, schloß den Spalt und blieb unsichtbar.

Leutnant Platz kam und meldete, er schüttelte sich vor Trauer.

Korfes sagte: „Verlieren Sie nicht den Ueberblick."

Sie gingen zu dritt zum Weserdeich. Nun hörte Hans das geliebte Wasser hinströmen. Er spähte zur Mitte hinüber und sah ein Schiff ankern, einen Weserbock. Da sich ein Boot am Ufer fand, ruderte er die Offiziere hinüber. Korfes weckte den Schiffer, der zusammengerollt in seiner winzigen Koje lag, und zwang ihn, sein Fahrzeug ans Ufer zu legen und zur Verfügung des Detachements zu halten. Man begann mit Verladen. Die Haubitze und der Protzkasten des Sechspfünders nahmen das halbe Schiff ein. Leutnant Platz ließ die eingesunkene Kanone vernageln und ein Rad abnehmen, das er eigenhändig an Bord trug.

Indessen saß der Pfefferfresser drinnen auf der Diele und hielt seine dünnen Finger über das Torffeuer. Hinter ihm im Halbdunkel schliefen die Jäger. Hans Thümler rieb seine Augen vor den Flammen, sah ihrem Spiele zu und wie sie von den feuchten Torfstücken immer wieder absprangen.

Nach einer Weile trat der Bursche des Majors heran. Er bleckte die Zähne und öffnete seine Hand — drin lag ein Hühnerei!

„Herr Major", sagte er, „ein Ei. Die Henne legte es mir zufällig hinein."

„Was ist das? fragte der Pfefferfresser abweisend und ließ seine Nase anleuchten.

„Ein Ei", wiederholte der Jäger, „zufällig, für Herrn Major!"

Er bot es dar, Korfes fragte: „Haben alle Soldaten Eier bekommen?"

Dann nahm er es, wollte es ins Feuer werfen. Plötzlich besann er sich und sagte:

„Hans, halte die Hand offen."

„O nein."

„Ich schenke dir das Ei."

Irgend etwas ängstigte nun den kleinen Soldaten, er wehrte sich:

„Niemand hat hier ein Ei, Herr Major."

„Nur du", bestand Korfes, „wegen der Furt."

„Die Furt? Das war nicht schwer." —

„Nimm es!"

Hans nahm nun das Ei, hielt es vorsichtig in seinen beiden magern Händen und sah es sich an.

„Schluck's weg!" befahl der Pfefferfresser. —

„Ich möchte nicht." —

„Schluck's weg, sage ich!" —

„Ich — ich esse nicht gern Eier roh." —

„Suche eine Bratpfanne!" befahl der Major dem Burschen.

„Dürfte ich's mir nicht ein wenig aufheben?" rief Hans. Sein Gesicht war ganz traurig.

Nicht Lohn für die Furt will er haben Er will vielleicht, was er selbst nicht weiß.

„Tu, was du willst", sagt Korfes und spreizt seine Finger über die Flammen.

Hans Thümler tut, was er will. Er rollt ein wenig Heu zusammen, stopft es in seine linke und leere Patronentasche. Er macht hier ein Nest, läßt das Ei hineingleiten und bedeckt es wieder mit einer Schicht Heu. Ich bin der Furier des Detachements Korfes, denkt er.

Nach diesem Spiele legt er das Ohr gegen den Boden und schlief alsbald.

Gegen 3 Uhr erhob sich Major Korfes vom Feuer und tat den Morgenpfiff. Während die Soldaten sich fertigmachten, ging er an den Alkoven, steckte seine Nase in den Spalt und sagte:

„Wachst du, Michel? Für Unterkunft sowie ein Hühnerei bekommst du neun Pferde, einschließlich meines Schimmels. Du wirst sie im Stall angebunden finden. Wenn du sie herausfütterst, so bist du gut bezahlt worden. Drehe dich ruhig aufs nächste Ohr."

Er erhielt keine Antwort. Darum schrie er noch so laut er konnte: „Wenn heute morgen jemand nach uns fragt, so sind wir nicht hier gewesen, Michel! Du darfst nicht von uns sprechen, denn sonst wirst du deine neun Pferde wieder los."

„Ihr seid ein Spuk gewesen, denke ich", antwortete jetzt eine grobe Stimme, „ausgenommen die Pferde, wenn Ihr nicht nur schön dahergeredet habt."

Der Major schloß den Spalt und tat einen zweiten Pfiff. Die Jäger traten hinaus in den Morgenwind. Es war schon Zwielicht. „Wach auf, Hans!" sagte Korfes und berührte den kleinen Schläfer.

„Noch eine Minute, eine einzige Minute!" seufzte der.

„Wir fahren ab, steh auf!"

„Es ist ein schönes Bett — ach, aber hart ist es doch." Nun schlug er die Augen auf und sah nachdenklich in des Pfefferfressers halberleuchtetes Gesicht. Noch begriff er nicht — deckte die Handrücken über die Augen.

„Wir müssen ins Schiff, Hans."

„Schiffe gibt es hier mehr als genug — ach, noch eine einzige Minute. Später werde ich schreiben, soviel die Finger hergeben." Korfes packte nun zu, hob ihn auf, stellte ihn auf die Füße. „Ist es schon so spät?" fragte Hans Thümler und stand. Er nahm sein Gewehr und folgte. Der Schiffer war emsig beschäftigt, seine Soldatenladung mit Brettern zu bedecken. Leutnant Platz half ihm dabei, kroch sodann durch die letzte Oeffnung, fiel wie ein Stein hinunter und warf sich zwischen die Räder der Haubitze. Der Major, am Heck, ergriff das Steuer. Der Schiffer, ein kleiner Greis in grünem Hemd, machte das Segel klar. Als er zurückkam, ging er derartig hart an der Bordkante entlang, daß Hans Thümler ganz wach wurde und fühlte: Hier bin ich nahe zu Hause!

Korfes übergab das Steuer, und so trieb das Fahrzeug in den Strom. Der Tag war nahe.

*

„Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant —" Am Nachmittag klang es verhalten aus dem Bauch des Schiffes, durch die Ritzen der Bretterbedachung stieg Tabakrauch. Auch Hans Thümler erwachte unter seinem Stück von altem Segel. Er fühlte sich munter und sah, daß man die Hügel von Blumenthal bereits im Rücken hatte. Der Major, auf der andern Heckseite ebenfalls unter einer Segeldecke liegend, hatte noch immer nicht geschlafen. Er beobachtete das westliche Ufer und wachte für alle. Der kleine Schiffer aber steuerte so besonnen, als habe er eine Ladung von Heringen zu überbringen.

Thümler denkt: Ich habe geschlafen wie ein guter Mensch, obwohl ich ein Taugenichts bin, der keine Reue kennt. Dies ist das Lotsenhaus von Farge, sogleich wird man in der Ferne eine abgebrannte Kirche sehen. — Sodann blickt er zum andern Ufer hinüber. Man gleitet an einem weiten Schilfwald hin. Dort schauen Netze aus dem Wasser heraus, Netze für Brassen — man möchte sie einmal aufziehen!

Hinter dieser Schilfinsel wurde einige Stunden geankert. An ihrem Ende würde man das Städtchen Elsfleth passieren müssen, wo der Major Feinde vermutete. In der Dämmerung setzten sie die Reise fort, erblickten Lichter über dem glatten Fluß und segelten vorbei. Ein wenig später erhob sich der Pfefferfresser und rief in den Raum hinunter:

„Soldaten, es ist gewonnen! Singt lauter!" — Und zu Thümler:

„Hans, wo wohnt nun deine Mutter?" —

„In Harrien, Herr Major!" —

„Wie lange noch?" —

„Eine halbe Stunde." —

„Bist du aus Harrien, Hans?" fragte der Schiffer, „so wirst du ja nahe an deinem Hause vorbeifahren. Was werden deine Augen dazu sagen?"

„Es ist schon dunkel."

„Du bist noch jung, da ist man nicht gern weit von der Schürze. Vielleicht siehst du wenigstens das Licht, wenn wir so weit sind."

Der Nachtwind wurde frisch, das Segel klappte. Der Major kroch wieder unter die Decke und begann alsbald zu schnarchen. Die Wesermündung und mit ihr die Freiheit war nahe, so gewann der rechte Schlaf, der ihn seit Böhmen geflohen hatten, die ganze Macht. Er schnarchte sehr, sprach unverständliche Worte, warf sich her und hin. Der Schiffer befestigte die Segeldecke

Thümler liegt wach. Er sieht den hagern Kopf des Alten gegen den Himmel, samt seiner erkalteten Pfeife. Der sagt: „Noch eine Viertelstunde, Hans."

Der Soldat antwortet nicht. Das sind erst die Bäume von Lienen, denkt er und richtet den Blick in das Gedränge der Sterne da oben. Zu meiner Mutter ist es nun nicht nicht mehr weit, Wenn aber die nächste Viertelstunde verflossen ist, so fahren sie alle gen England. Es ist kein Zweifel in ihm, daß er zu ihr will. Er muß doch endlich wieder nach Hause gelangen! Gib acht, Thümler — sagt er sich — dann bist du heute noch bei ihr und bittest Verzeihung.

„Du hast ja die Augen offen", sagte nun der Schiffer.

„Ja, was Sie sich auch denken!" kicherte Hans. Er begann sich unter seiner Decke hurtig zu entkleiden. Plötzlich zog er das Ei aus der Ledertasche und flüsterte:

„Hier schenke ich Ihnen ein Ei, da Sie für diese Fahrt gewiß keinen andern Lohn erhalten werden."

„Die Engländer bezahlen nichts, da sei Gott vor!" versetzte der Alte. „Aber dein Ei kannst du behalten."

„Es ist noch frisch, nehmt es nur."

„Ich esse keine Eier. Schluck's selber weg."

Thümler kroch nun unter seiner Decke hervor und sagte erregt: „So leihe ich es Ihnen wenigstens!"

Der andre nahm es in die Hand und wunderte sich, einen kleinen nackten Menschen zu sehen, ebenso hell wie das Ei.

„Lebt alle wohl!" rief Hans Thümler und trat an den Rand.

„Ich gehe nun zu Bett!" Er sprang ins Wasser, ein paar rasche Stöße brachten ihn vom Schiffe fort.

Endlich fand der Greis seine Sprache wieder Er murmelte „Du bist mir einer!" berührte dann mit dem Ei Korfes Mütze und sagte: „Herr Offizier der Hans ist abgeschwommen. Wachen Sie sofort auf, wenn Sie es noch beobachten wollen."

„Das ist doch egal", stieß der Pfefferfresser hervor, „ich esse auch kein Ei."

Nach einer Weile und indem er sein Schnarchen unterbrach, fragte er leise: „Glauben Sie, daß er schwimmen kann?"

„Der schwimmt wie 'ne Ente", antwortete der Schiffer, „wie 'ne Ente aus Harrien."

Nun wurde Hans Thümler schon warm beim Schwimmen. Sogar bei dieser Arbeit brannten ihm die Sohlen, doch dachte er immerfort: „Ich Feigling!" Er hätte weinen mögen, hatte aber nicht Zeit dazu, griff ins Wasser trotz aller Trauer, teilte es wieder und wieder und sah endlich die Wipfel der Uferbäume heraufwachsen.

Plötzlich faßte er Grund. Er watete über Schlamm vorwärts, suchte Häuser zu erkennen — nirgends ein Licht. Nun trat er schon aus dem Wasser, gelangte auf Muscheln oder Steine und fiel mit einem Schrei zu Boden.

Kriechend überwand er die Stelle, kam auf Sand und erkannte hier den Kutter des Nachbarn, der aufs Trockne gezogen war. Darauf erreichte er über eine Schlenge den Garten seiner Mutter.

Ihn fröstelte plötzlich — so eilte er über den Rasen, spürte den allzusüßen Duft der Goldlackbeete, trat vors Haus, nackt und naß, einen Stein in der Hand. So stand er vor der Tür, berührt sie mit der flachen Seite des Steines immer schneller und lauter und rief — die ängstliche Stimme des Vogels, der zur Nacht sein Nest sucht —:

‚Mutter, mach auf! Ich bin es!" —

Phantasien über Sowjetrußland

Von Paul Olberg (Berlin)

I.

In den letzten Monaten beschäftigt Sowjetrußland erneut lebhaft die öffentliche Meinung Deutschlands. In zahlreichen Abhandlungen werden die Eigenarten der gegenwärtigen Phase der russischen Entwicklung untersucht. Unter diesen Veröffentlichungen macht der Artikel „Die Zukunft Sowjetrußlands" von Dr. Adolf Grabowsky im „Heimatdienst" (Nr. 17 1929) einen besonders merkwürdigen Eindruck. Bekanntlich hat dieses Organ zur Aufgabe, eingehende objektive Aufklärung über politische, soziale und wirtschaftliche Fragen zu verbreiten. In dieser Hinsicht hat es sich auch dauernd größte Verdienste erworben, so daß es sachlich um so mehr gerechtfertigt scheint, einen Einzelbeitrag, der ganz aus dem Rahmen fällt, eben jenen von Grabowsky, besonders herauszustellen. Nach Grabowsky ist Stalins Politik ausgezeichnet, indem sie große Ideen konsequent verwirklicht; sie ist frei von Opportunismus und zielbewußt. Stalin selbst charakterisiert Grabowsky als einen hervorragenden Staatsmann. Die Industrialisierungs-Expansion sei eine Notwendigkeit, um ganz unabhängig von Europa werden zu können; ebenso lägen die Dinge mit den ländlichen „Kollektivwirtschaften", die im Mittelpunkt der russischen Agrarpolitik stehen. Der Sowjetstaat marschiere mit schnellem Tempo dem Sozialismus entgegen. Dr. Grabowsky tritt also als Kronzeuge der regierenden Partei Rußlands auf, welche beteuert, daß der „sozialistische Aufbau" mit Volldampf vonstatten gehe.

In gutem Glauben, uns Offenbarungen über Rußland zu machen, wiederholt Grabowsky verbrauchte bolschewistische Schlagwörter und geht in seiner Begeisterung für den „sozialistischen Aufbau" noch weiter als die Bolschewisten selbst. So z. B. stellt er folgende Behauptung auf: „Dieser Staat (der bolschewistische) ist sozialistisch, aber in der besondern Spielart des Bolschewismus." Diese Bezeichnung ist in gleicher Weise künstlich und widerspruchsvoll konstruiert. Der Bolschewismus hat keine sozialistische Theorie geschaffen. Lenin, Bucharin usw. haben lediglich die Ideen von Karl Marx und Friedrich Engels wiederholt und verschlechtert. In der Praxis haben die Führer des Bolschewismus die Grundsätze des wissenschaftlichen Sozialismus vollkommen entstellt und sie tatsächlich gar nicht angewandt. Man bezeichnet oft in der Literatur die bolschewistische Wirtschaft als den asiatischen Sozialismus. Aber auch diese Formel erklärt nicht das Wesen. Nehmen wir die Landwirtschaft, in der etwa 86 Prozent der Bevölkerung beschäftigt sind! Stalins Agrarpolitik erzielt die Herstellung einer Art Leibeigenschaft durch die Kollektivwirtschaften, deren Mitglieder zugunsten der herrschenden Schichten des Staates ausgebeutet werden Zugleich wird die zersplitterte Bauernmasse zugunsten derselben Schichten durch Umlagemaßnahmen und Konfiskationen enteignet. Beinahe die gesamte Landwirtschaft sowie die Wirtschaft der Stadt ist auf kapitalistischer Grundlage aufgebaut. Genau so wie in den kapitalistischen Ländern ist in Sowjetrußland die Geld- und Warenwirtschaft ausschlaggebend, mit dem Unterschied, daß im Sowjetstaat ein ständiger Warenhunger besteht. Freilich, der Staat ist der größte Unternehmer in Industrie und Handel. Aber auch dieser Unternehmer betreibt die Wirtschaft nach kapitalistischen, richtiger nach schlechten kapitalistischen Methoden. Schrankenlose Ausbeutung der Werktätigen in der Stadt und auf dem Land, unaufhaltsame Verelendung der Massen, entsetzliche Not an sämtlichen Bedarfsartikeln, die selbst durch Rationalisierung nicht gemildert wird, politische Versklavung des Volkes, Terror als Hauptelement der Herrschaft der regierenden Partei, das sind die Merkmale des heutigen russischen Staates.

*

Untersuchen wir etwas näher die Grundlagen des Programms der Sowjetregierung, die in großen Umrissen in den zwei nachstehenden Schlagwörter zusammengefaßt werden: „Expansive Industrialisierung" und „ländliche Kollektivwirtschaften". Beide bilden die Hauptteile des „Fünfjahrsplans". In 5 Jahren, d. h. nach Verwirklichung dieses Planes, soll angeblich Rußland die westeuropäischen Länder und die Vereinigten Staaten von Amerika überholt haben. Nicht mehr und nicht weniger.

Zweifellos ist die Entwicklung der russischen Industrie eine wirtschaftliche Notwendigkeit für Rußland. Für eine völlige wirtschaftliche Selbständigkeit, wie sie nach Durchführung des Fünfjahrsplans erreicht sein soll, bedürfte jedoch Rußland eines Zeitraums von Jahrzehnten, wenn man dabei eine normale und günstige Entwicklung des Landes voraussetzt, und nicht eine so krankhafte, wie Rußland sie in den letzten zwölf Jahren durchmachte. Um sich auf dem Weltmarkt zu behaupten, müßte Rußland in den nächsten Jahrzehnten die landwirtschaftliche Produktion heben. Das Schwergewicht der russischen Politik müßte auf den Export der landwirtschaftlichen Erzeugnisse konzentriert sein. Da die Landwirtschaft noch Jahrzehnte hindurch die Grundlage der russischen Volkswirtschaft bilden wird, so müßte die Industrialisierung des Landes nur harmonisch mit der Entwicklung der Landwirtschaft erfolgen. Stalins expansives Industrialisierungs-Programm macht aber den verhängnisvollen Versuch, sich auf Kosten der Landwirtschaft durchzusetzen. Für die Industrialisierung ist enormes Kapital erforderlich; auf entsprechende Auslandsanleihen kann der Sowjetstaat kaum mehr rechnen. Eine Kapitalansammlung im Lande kommt schon gar nicht in Betracht. So führt Stalins Industrialisierung zu katastrophalen Folgen, indem die Kräfte der Landwirtschaft erschüttert werden und die dringenden Bedürfnisse der Bevölkerung unbefriedigt bleiben. Die ohnehin herrschende große Not erfährt eine empfindliche Verschärfung. Es leidet der Produzent, es leidet der Konsument.

Die Sowjet-Industrialisierungs-Expansion wird aber fortgesetzt, weil es sich hier nicht nur um ein Wirtschaftsproblem handelt, sondern auch, und zwar in ganz hohem Maß, um ein politisches. Die Arbeiterschaft der Stadt ist ein Machtfaktor, dessen politische Einstellung für das Sowjetregiment von größter Tragweite ist; um eine geschlossene Opposition seitens der Arbeiter zu vereiteln, muß unter allen Umständen für Arbeit in den Fabriken gesorgt werden; auch ist die Arbeitsfähigkeit verhältnismäßig groß, da der Zustrom der ländlichen Bevölkerung in die Städte fast unaufhaltsam ist. Daher die Forcierung der Industrialisierung, wenn dabei auch die Gesamtwirtschaft aufs schwerste beeinträchtigt wird.

Wenn also Dr. Grabowsky, Stalin und Genossen folgend, wiederholt, daß Sowjetrußland „schon der Selbstbehauptung willen", um nicht vom kapitalistischen Ausland abhängig zu sein, in forciertem Tempo eine eigne Industrie entwickeln müsse, so verkennt er die ganze Wirtschaftsstruktur des Agrarstaats. Rußland wird noch jahrzehntelang in hohem Maße vom Auslandskapital abhängig sein, schon um eine eigne Industrie schaffen zu können. Es setzt alles in Bewegung, um Kredite zu bekommen und Auslandskapital für die russische Industrie heranzuziehen. Das geht u. a. aus dem russischen Konzessionsprogramm klar hervor. Und wenn die russische Regierung keinen Erfolg erzielt hat, so liegt es lediglich daran, daß das Ausland kein Vertrauen zu Rußlands Rechtssystem und Wirtschaftsmethoden besitzt.

(Schluß folgt.)

Die Fahrt nach Italien

Im November vorigen Jahres haben 16 Mitglieder des Stahlhelms Italien besucht. Sie haben sich von Mussolini empfangen lassen. Bei dem Empfang war auf italienischer Seite der übelste Vorkämpfer der antideutschen Politik in Südtirol, Herr Starace, anwesend. Die Zeitschrift „Der Südtiroler", die in Innsbruck erscheint und den Kampf für das Deutschtum in Südtirol gegen die italienische Brutalität führt, empfindet diese Fahrt der Stahlhelmmitglieder als eine tiefe Schmach. Sie schreibt in ihrer Nummer vom 1. Dezember:

„Wir streuben uns daher, solange es geht, diese traurige Italienfahrt zu Lasten des ganzen Stahlhelms und aller seiner Mitglieder zu buchen. Um so stärker müssen wir aber unser Urteil über das Verhalten jener Gruppe aussprechen, welche die Studienreise und ihre Einzelheiten zu verantworten hat. Denn diese Fahrt kann nur mit jener Bezeichnung belegt werden, welche ihr die Tiroler Zeitungen gaben, die sie mit „Volksverrat" bezeichneten.

Wenn Angehörige einer nationalbewußten Körperschaft sich einem Manne wie Achilles Starace vorführen lassen, der zu den schärfsten Hetzern gegen das Deutschtum gehört, der am 24. April 1921 Anführer der Mörder des Lehrers Franz Immerhofers war, der in Rom auf die deutschen Abgeordneten gespuckt hat und in den ersten Oktobertagen 1922 die Expedition zum Sturze des letzten deutschen Bürgermeisters von Bozen, Dr. Julius Perathoner, leitete, dann hat Rumpelstilzchen recht, wenn er schreibt, daß Mussolini die Deutschen von heute verachte; wie sollte er solches Deutschtum nicht verachten?"

Kein Führer des Stahlhelms hat Einspruch gegen die hier gekennzeichnete nationale Würdelosigkeit erhoben und die geschmacklosen Italienfahrer Hals über Kopf aus dem Bunde hinausgeworfen. Der Vorwurf des Volksverrats trifft also den gesamten Stahlhelm, der bekanntlich die nationale Gesinnung für sich allein gepachtet hat; aber eine nationale Gesinnung, wie er sie versteht und die mit wirklichem Nationalgefühl überhaupt nichts mehr zu tun hat. —